Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 2

Artikel: Eine andere Welt
Autor: Castiglioni, Giani
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974951

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine andere Welt

Giani Castiglioni

Ich bin weder Psychiater noch Arzt noch Psychologe noch irgendeiner, der das Gebiet der menschlichen Seele und des menschlichen Körpers als Fachmann «durchstöbert», erforscht und pflegt. Ich bin Maler. Man wird nun wohl mit Recht fragen, was so ein Pinsler in einer Publikation, die dem Thema Psychiatrie gewidmet ist, überhaupt zu suchen habe. Die Antwort ist einfach: Ganz zufällig bin ich Menschen begegnet, die, so versicherte man mir, am Rande zur Thematik dieses Heftes gehören. Von dieser Begegnung — dieser für mich wundersamen Begegnung — will ich hier ganz Persönliches erzählen. Es sind Eindrücke, Gedanken, vielleicht Vermutungen. Sie sollen nicht als Beitrag zur Erforschung solcher Menschen gewertet werden, einer Forschung, die analysiert, seziert, einstuft, erklärt, deutet. Es ist nur eine bescheidene Plauderei.

Irgendwo an einem Fluss steht ein Alters- und Pflegeheim. Früher war es ein Kloster. Man kann sich vorstellen, dass die Räume alt sind, nicht so zweckdienlich und auch nicht so wohnlich wie die der neuen, modernen Altersheime. Aber die Schwester Oberin, das Pflegepersonal und die vielen guten Geister des Hauses, die regelmässig und freiwillig zur Mithilfe über das Wochenende «antraben», sind bemüht, etwas Freundlichkeit, Helle, Heimeliges in dieses Haus zu bringen. Man streicht die Wände neu; da werden farblustige Vorhänge angebracht, dort irgend schmückende Kleinigkeiten, die doch so grosse Wirkung erzielen.

Ich weiss nicht mehr, wie die Schwester Oberin von meiner Existenz und von meiner Malerei erfuhr. Sie liess mich wissen, dass sie mir gerne Bilder zur Verschönerung des Hauses abnähme, wenn ich solche hätte, die ich wegwerfe, weil sie nicht gelungen sind. Ich antwortete ihr, dass ich im Grunde genommen alle wegwerfen müsste, wenn es auf das Gelingen ankäme. (Wann gelingt einem schon ein Werk so, wie man es will?) Nun: die Allerschlimmsten zerstöre ich oder übermale sie. Aber ich wollte der Bittstellerin trotzdem gerne etwas von den mehr oder weniger «Gelungenen» stiften, wenn ich ihr dadurch bei ihrer Arbeit helfen konnte. So kam ich mit dem Alters- und Pflegeheim, wo heute etliche meiner Pinseleien hängen, in nähere Verbindung — vor allem aber mit den dort lebenden Kranken (geistig Gebrechliche, Bildungsunfähige, Cerebral-Geschädigte, Schwachsinnige, Blödsinnige).

Ich weiss im Grunde genommen bis heute noch nicht, warum sie auf mich aufmerksam wurden. Warum ich auf sie. Ob die Bilder dazu beitrugen? Stimmt: Sie betrachten Bilder wie Kinder. Farben wirken faszinierend auf sie. Etwas Dargestelltes regt sie zu Fragen an. Mag sein, dass man ihnen einmal antwortete und erklärte: Diese Sachen male man von Hand; dass man ihnen sagte, wer der Maler sei. Irgendwie muss ich in ihre Vorstellungswelt eingedrungen sein, genau so wie diese Menschen in meinem Bewusstsein auftauchten. Als dann die Schwester Oberin mir mitteilte, ein Autocarunternehmen hätte eine Ausfahrt gestiftet, und meine lieben Idiötchen (ich nenne sie so, weil sie mich feierlich in ihren Kreis aufgenommen haben) wollten mich besuchen, da stand unsere erste Begegnung bevor. Du meine Güte — gegen vierzig solche «Halbwilde» in unserer kleinen Dreieinhalbzimmerwohnung! Da müsste ja alles dranglauben! Ich hatte bis dahin noch nie Blöd- oder Schwachsinnige gesehen, ausser vereinzelten Trotteln in Dörfern. Jedermann kennt das Bild: Sie sitzen auf einem Bänklein vor dem Hause, oder Kinder stellen ihnen nach und spotten, reizen sie, bis sich Wutanfälle ihrer bemächtigen. Die Eltern solcher Geschöpfe sorgen sich, betrachten mitunter ihr Schicksal als Strafe Gottes. Das war meine Vorstellung. Darum schlug ich vor, dass wir uns am besten im Zoo träfen. Dort gab es etwas zu sehen, an dem sie sicherlich Freude hätten! Es wäre auch genügend Platz vorhanden, um herumzutollen und sich auszutoben.

Der Car kam angefahren. Die Oberin und drei ihrer Mitschwestern stiegen aus. Die Geistesgebrechlichen begrüssten mich, als wäre ich ein alter Bekannter. Laute Fröhlichkeit wie auf einer Schulreise der Kleinen! Mir versetzte es einen gehörigen Schock. Da standen vor mir Menschen, deren Körper gewachsen war, erwachsen wurde, deren Geist aber in seiner Entwicklung nur so weit fortschritt, bis er, im günstigsten Falle, auf der Stufe des Kindergartenalters oder der untersten Schulklassen unwiderruflich anhielt. Der Jüngste oder die Jüngste war wohl um die Zwanzig, über sechzig die Aelteste.

Nun —ich gewöhnte mich rasch an die Diskrepanz zwischen Körper und Geist. Wir verlebten im Zoo zwei herrliche Stunden, Stunden voll ausgelassener Fröhlichkeit und einem ernsten Gespräch mit den Schwestern. Nur Kinder können sich an den Tieren derart freuen und dieser Freude so Ausdruck geben. Unvergesslich das Schauspiel mit den Affen! Einige dieser Tiere sind bekanntlich hervorragende Kunstturner und Akrobaten.

Meine Idiötchen ahmten ihre Bewegungen nach. Sieht natürlich grotesk aus, wenn Erwachsene solche Turnübungen «hinlegen»! Leute blieben stehen — ein kleiner Auflauf, der mehr die Gruppe vor dem Gitter als jene dahinter bestaunte.

Irgendwie spüren die Idioten eine Schicksalsverbundenheit. Sie bilden zwar innerhalb des Anstaltskomplexes eine Abteilung für sich, die wegen der Arbeit und sonstwie mit den anderen verbunden ist. Aber auch ohne diesen Zusammenschluss ahnen sie, dass sie zusammengehören. So haben sie einen Verein gegründet, den sie mit sichtlichem Vergnügen «Entenhüsliklub» nennen, weil sie sich während der Freizeit, an Tagen, wo man draussen sein kann, beim Entenhäuschen treffen und ihre «Sitzungen» abhalten. Sonst finden diese in einem Lokal statt. Ein Präsident ist gewählt worden, auch ein Vizepräsident oder eine Vizepräsidentin. Der Präsident und ein paar andere können ein bisschen lesen und schreiben. Die Sitzungen: Man singt, plaudert, spielt. Die Schwester, die die Patienten hütet, hilft natürlich bei der Gestaltung dieser Zusammenkünfte mit. Wenn einer nicht recht oder «blöd» tut, wird er vom Verein (nicht von der Schwester) ausgeschlossen und erst wieder aufgenommen, wenn er sich bessert. Vor dem Ausschluss fürchtet sich jeder.

Wie gegenseitig verbunden und füreinander besorgt meine Freunde sind, zeigt eine kleine Begebenheit: Ich sitze an einem Sommerabend auf dem Gartenmäuerchen vor der grossen Anstalt. Für die Kranken ist Essenszeit. Da kommt einer herausgestürmt und fragt mich ganz aufgeregt, ob ich den Soundso nicht gesehen habe, er sei nämlich nicht bei Tisch. Ich heisse ihn, um das Haus herumgehen, da müsse er den Vermissten bestimmt finden. Wie der Blitz spurtet er los. Es dauert nicht lange, kommt ein zweiter, ebenso aufgeregt, und erzählt mir, die zwei anderen seien nicht bei Tisch. Ich schicke ihn ebenfalls auf die Suche um das Haus. Und ein dritter kommt. Auch er: ab, ums Haus. Nach einiger Zeit erscheint bei der Hausecke der erste, geht weiter auf seinem Rundlauf — dann erscheint der zweite, geht auch weiter — dann der dritte . . . Ich muss lachen — es ist zu köstlich. Als dann bei der nächsten Runde der erste wieder um die Ecke biegt, schicke ich ihn in umgekehrter Richtung ums Haus und gehe hinterher. So treffen sich alle wieder. Jetzt möchte ich aber gerne wissen, wo der Erstgesuchte ist. Hinein in den Essaal! Siehe da: Der verlorene Sohn isst gemütlich seine Suppe, und die drei «Rundstreckler» freuen sich unbändig und feiern Wiedersehen, als wären sie von einer grossen Reise zurückgekehrt.

Eines Tages erhalte ich ein dickes, gelbes Couvert. Die Schwester schreibt mir in einem Begleitbrief, die Idiötli hätten mich als ihr Ehrenmitglied in den Verein aufgenommen. Die Beilagen bestätigen es. In einer vom Präsidenten persönlich ausgestellten Urkunde, die so von ferne nach Deutsch klingt und in der ich einige Worte erraten muss, wird mir die Ernennung bekanntgegeben. Eine Mitgliedkarte gibt mir die Möglichkeit, mich jederzeit auszuweisen. Jedes Mitglied hat mir ein Bild geschenkt. Einige davon sind mit Bleistift gezeichnet, andere in Farbe gemalt. Ich bin gerührt und muss doch lachen. Meine verdorbene Phantasie macht Bocksprünge: Da wird man also von Schwachsinnigen als Maler so hoch eingeschätzt, dass man zum vollwertigen Mitglied eines Vereins ernannt wird — übrigens meine erste und einzige Ernennung und Ehrung solcher Art. Nein, Spass beiseite: Irgendwie gehöre ich zu diesen Idiötli. Sie sind mir tatsächlich ans Herz gewachsen — auch ohne die Ehre, die sie mir antun. Ich kann die Frage nach dem Warum nicht beantworten. Eine Zeitlang verdächtigte ich mich, dass es meinem Geltungstrieb schmeichelt, eine solche Bedeutung zu haben; denn ich spüre, dass sie sich freuen, wenn ich komme, dass sie irgendwie zu mir hinaufschauen; sie gehorchen mir aufs Wort, wenn ich von ihnen etwas verlange oder sie etwas tun heisse; sie glauben alles, was ich ihnen erzähle; sie lachen unbändig, wenn ich mit ihnen spasse. Nein — es ist nicht die geistige Ueberlegenheit, nicht der angefachte Stolz, der mich zu ihnen zieht, es ist vielmehr die langsam durchbrechende Erkenntnis, dass man diesen Menschen irgendwie helfen kann, indem man sie versteht, ihnen ein bisschen Freude bereitet. Man kann dies mit so wenigem und so kleinen Dingen tun.

Für mich ist es beglückend, diese Menschen zu kennen. Vielleicht ginge es anderen auch so! Man lebt in der Stadt. Man ist Sklave der Hetze, die unsere Zeit prägt. Man ist ein Unzufriedener, weil die Hochkonjunktur uns noch gefrässiger gemacht hat. Man hat Besitz, der einen bedrückt, weil Besitz auch zur Last werden kann. Man hat Erfolg, und er diktiert sein brutales Auf-und-Ab — und man kommt zu den Idiötli, die ein kindliches Gemüt haben, jenes kindliche Gemüt, das sich grosse Weise oder Heilige erst durch Enttäuschungen, Erfahfahrungen, Versuchungen erkämpfen mussten — und siehe da: Hier bei diesen Einfältigen gerät man in eine andere Welt. Ein einfaches, naives Denken regiert. Sie scheinen mir wie die Vögel des Himmels zu sein, die

nicht säen, nicht ernten, und doch leben sie zufrieden. Das ist das Wundersame dieser Begegnung — und ich möchte eine solche Begegnung jedem gönnen, der einmal der Verzweiflung nahe ist.

So besehen, bin ich versucht zu sagen: wir «Normale» (ich setze es in Anführungszeichen; denn wer sagt mir, was normal ist?) sind und können nicht so glücklich sein, wie die geistig Gebrechlichen. Doch ob auch sie glücklich sind? Vergleichen wir sie mit uns, dann fällt auf: Man kann sie mit wenigem zufriedenstellen, geistig und materiell. Sie befassen sich nicht mit komplexen Problemen (Politik, Sinn des Lebens, Kultur, Lebensfragen aller Art), weil sie sich und die Umgebung vermutlich nicht wahrnehmen. Daraus darf aber sicherlich nicht geschlossen werden, dass es für sie leichter ist, zufrieden und glücklich zu sein. Sie haben auch ihre Probleme, ihre Sorgen, ihre Leiden, ihre Sehnsüchte, die im Verhältnis zu ihren seelischen und geistigen Kräften für sie ebenso gross sind wie unsere Plagegeister.

Stimmt: Sie brauchen verdammt wenig. Aber was sie unbedingt brauchen: *liebevolles Verstehen.* Ich glaube, dass das wesentlich für ihr Wohlergehen ist. Ob sie das in einer Anstalt finden? Ob sie nicht zu Hause, in ihrer eigenen Familie, eher diese Liebe erfahren können? Lässt sich diese Frage überhaupt beantworten, ist sie doch so eng verknüpft mit Problemen, die sich auf Grund der Krankheit erst stellen? Welche Eltern sind fähig, solchen Menschen gerecht zu werden? Sicherlich überwindet Mutterliebe viele Schwierigkeiten. Aber eines Tages steht der geistig Gebrechliche doch allein da. Er ist unfähig, aus eigener Kraft zu existieren. Wer sorgt dann für ihn? Ferner: Er wächst in einer Umwelt auf, die ganz anders ist als er. Er wird also immer der andere sein— der, der nicht seinesgleichen hat — der, den sein Schicksal selbst in den besten Verhältnissen und bei den edelgesinntesten Angehörigen aus ihrer Gemeinschaft ausschliesst. Ist es da nicht besser, wenn er zu Mitmenschen kommt, die ihm ähnlich sind? Der Beweis ist erbracht, dass er sich hier als Glied einer Gemeinschaft wohlfühlen kann. Sicherlich wird gerade jener, der zu Hause aufwuchs, der dort bleiben konnte, so lange es anging, der es gut hatte, das Zuhause, das eigentliche Daheim vermissen. Ich denke da an einen (er mag um die fünfzig oder mehr sein), den ich schluchzend und weinend fand. Er konnte nicht verstehen, dass seine Mutter ihn heute nicht besuchte und ihn heimholte, dabei waren seine Eltern schon vor Jahren gestorben.

Der Spitalaufenthalt, das Leben in einem Pflegeheim ist nicht die idealste Lösung — es gibt wohl für keinen Menschen im Leben die ideale Lösung — aber, wenn ich an den Dorftrottel denke, bestimmt die bestmögliche. Das Leben im Heim bedeutet auch nicht eine völlige Durchtrennung der Beziehung zu den Angehörigen, die sich oft rührend um sie kümmern, obwohl sie die ständige Pflege und die ständige Gegenwart der Kranken nicht verkraften könnten. Um viele kümmern sich die Angehörigen aber leider kaum noch, oder nur gerade für das, was wirklich sein muss; dies oft sogar bei «besseren» Kreisen, die es übersehen wollen, dass «so einer» in ihrer Familie existiert. Geistig Gebrechliche gibt es überall, und eines haben sie gemeinsam: den schwachen Sinn. Das ist es, was sie verbindet und soziale, religiöse, altersgegebene Schranken übersteigen lässt und sie zu einer neuen Familie zusammenschweisst. Aber sie müssen verstanden und auch geführt werden, und sie müssen die liebende Fürsorge jener spüren, denen sie anvertraut sind, die an Elternstelle treten. Sie brauchen Eltern, weil sie wie Kinder sind.
Bei meinen Idiötli sind es vor allem Ordensschwestern, die sich um sie kümmern, geschulte Schwestern, die über Psychologie und Psychiatrie Bescheid wissen. Wenn ich an diese Schwestern denke — wie überhaupt an alle Schwestern, die irgendwo Alte und Kranke pflegen, auch an jene, die diesen Beruf ausüben, ohne einem Orden beigetreten zu sein, dann wird meine wundersame Begegnung noch wundersamer. Wir wissen doch: Das Leben ist Kampf, und der Stärkere schwingt obenauf — das Schwache und Kranke wird ausgemerzt — der Mensch führt immer und immer wieder Krieg — er tötet und mordet, er raubt und vergewaltigt — in ihm ist Gier nach Geld, Streben nach Besitz, Macht, Stellung, Geltung — überall und immer: Kampf, Kampf, Kampf. — Und da begegnet man Menschen, die — sei es nun aus religiösen Ueberlegungen oder Motiven, sei es aus einem ihnen durch Gnade geschenkten Glauben an das Gute, an edle Menschlichkeit — dieses Gesetz des Kampfes, dieses Naturgesetz des Lebens, aufheben und an seine Stelle ein anderes setzen und es wirken lassen: das der Nächstenliebe, das des Schutzes des Schwachen und Kranken und Lebensunfähigen. Damit geben sie dem Bedrängten, wie dem Schwachsinnigen die Möglichkeit, überhaupt zu existieren und in seinem Bereich menschenwürdig zu leben. Man sagt landläufig: Solche Schwestern verzichteten auf Familie und anderes mehr, was nach unserer gutbürgerlichen Auffassung zu einer Frau gehöre, und ihr Leben sei so etwas wie eine Selbstaufopfe-

rung, eine Selbstverbrennung. Man muss die innere Heiterkeit dieser Schwestern, die sich mit einem Idiötli abgeben, gesehen und erlebt haben, und man wird feststellen, dass viele Werte des Lebens nicht mit dem üblichen Mass zu messen sind und dass jene, die so viel hergeben, auch viel zurückerhalten. Für mich eine beglückende Erfahrung und Erkenntnis! Das ist der Grund, warum ich hin und wieder das Alters- und Pflegeheim besuche.
Etwas an meinen Idiötchen fasziniert mich als Maler: ihre Körpererscheinung. Sind sie schön? Wohl kaum. Wie sind sie denn? Was fesselt mich so an ihnen? Wie soll ich es erklären? Vielleicht so: Dem, was man gemeinhin als schön einstuft, kann ich nichts abgewinnen. Wenn ich auf einem Feld pinsle und sehe einen Baum, der so richtig knorrig, eigenwillig, schiefstehend, verwachsen ist, dann gefällt mir der um einiges besser als der brave, gute, nach Norm gewordene. Oder: Eine alte, verrusste Tabakpfeife eines holzschnittförmigen Bauernknechtes bedeutet mir mehr als eine schlanke Zigarette zwischen den lässigen Lippen eines ausdruckslosen Dutzendgesichtes.
Wie meine Idiötli aussehen? Einige ganz unauffällig, andere bizarr in ihrer Form, wieder andere grenzen an Karikaturen. Sie und ich sassen einmal zusammen — es war an einer ihrer «Sitzungen», und ich habe einige von ihnen gezeichnet, eigentlich nicht, um sie zu portraitieren, sondern um ein bisschen Spass zu treiben. Beim näheren Betrachten der Köpfe ist mir aufgefallen, wie die Augen leuchten können. Mögen verschiedene Teile ihres Gesichtes noch so «verbogen» sein, die Augen sind wie bei Kindern unter dem Weihnachtsbaum. Ich habe versucht, hier in diesem Heft, in Zeichnungen ein paar dieser Köpfe wiederzugeben. Sie können bei weitem nicht das festhalten, was ich sah, erkannte und fühlte.

Es gehört zu meiner schwachen Seite, dass ich gerne übertreibe. So übertreibe ich wohl auch jetzt, wenn ich sie schildere: ein Kopf, so runzlig wie ein langgelagerter Boskopapfel — ein anderer so rund wie eine Keglerkugel — und der mit dem spitzen Gesicht, als hätte er es einer Krähe entliehen — und jene mit nur zwei Schaufelzähnen, sie gleicht einem Nagetier — und dann die Untersetzte, die mir vorkommt, als wäre sie eine lebende Reklame für einen aufgepumpten Autoreifen. Ja — ich übertreibe — aber es sind eben jene verwachsenen Bäume, die mir ins Auge springen und mich reizen. Lustig ist es, wenn meine Idiötli sich auf der Zeichnung sehen. Dann gibt es einen riesigen Jubel — sie erkennen sich (mitunter gelingt mir ein Werkchen, bei dem man den einzelnen erkennt) und lachen darüber. Ich deute mir das so, das sie sich in ihrer Schicksalsgemeinschaft begreifen und gegenseitig annehmen.

Einer meiner Freunde sagte mir einmal, es sei dumm, das Kranke, das Hässliche zu malen — ich solle doch das Schöne darstellen — Hässliches gäbe es genügend auf der Welt, ohne dass man es im Bild darstelle. Zudem solle ich doch bekannte Persönlichkeiten konterfeien, das sei einträglicher. Vielleicht würde er auch als Dummheit, als Narretei abtun, wenn er erlebte, wie ich mir alles anhöre, was mir meine lieben Idiötli anvertrauen oder das, was ich sonst über sie vernehme: Einer bekommt trotz seinen ungefähr vierzig Jährchen keine Gesichtshaare — darum steht er jede Nacht mindestens einmal auf und nässt sich mit dem Waschlappen sein Gesicht. Er hat im Garten gesehen, wie der Gärtner die Blumen mit Wasser begiesst, damit sie wachsen. — Und wenn mein Freund mir erst zuhören würde, wie ich zum xten Male jemandem erklären muss, wie man eine Schokoladentorte macht und wie die Tafel Schokolade in die Torte hineingelangt und wieso der Zopf vom Bäcker so gebogen und in sich verschlungen ist — und einem anderen, wo diese und jene Ortschaft liegt, und ob sie immer noch dort liegt und auch dort bleiben wird, und warum der nahe Fluss immer von dorther kommt, und wohin er eigentlich fliesst. Narreteien? Man untersuche diese Fragen? Sind sie wirklich so dumm? Man gebe darauf eine klar verständliche Antwort — nicht einfach eine unverbindliche, ausweichende.

Weisen die Fragen nicht darauf hin: Idiotie, Schwachsinn sind nicht einer geistigen Funktionsunfähigkeit gleichzusetzen, sondern das Wirken des Geistes geschieht auf eine für uns ungewohnte oder unverständliche Art und Weise: Da ist zum Beispiel einer, der hat für gewisse Dinge ein ausserordentliches Gedächtnis, aber ihm eine Addition von zwei Zahlen unter dem Wert «zehn» so in sein Gedächtnis «einzukleben», dass es nur einen Tag lang hält, ist unmöglich — oder einer, der reden kann, aber seine Freude nur durch ein nervöses, zitterndes Händespiel und durch ein weites Aufreissen des Mundes, als müsste er nach Luft schnappen, auszudrücken vermag. — Narretei, dies zu beobachten, zu erleben? Nein, es ist eindrücklich, wie die Natur sich offenbart, in wie vielen Variationen sie sich zeigt. Wir müssen aber unsere verdammt engstirnige Meinung aufgeben, nur das, was üblicherweise als gesund und «normal» gelte, sei der

Feststellung wert, sei überhaupt lebenswert — nur der, der leistungsfähig ist und etwas zum Antrieb und zum Fortschritt unseres Wirtschaftslebens beitrage, sei würdig, als vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft und Gemeinschaft betrachtet zu werden. Wir müssen alles in einer anderen Perspektive sehen — und dies nicht nur als Maler.

Uebrigens: So «unwirtschaftlich» und nur in der Ausgabenkolonne einer Buchhaltung stehend sind meine Idiötchen gar nicht. Da gibt es einige, die können ganz ordentlich arbeiten: in der Küche, im Garten oder sonstwo. Wie in einem grossen Unternehmen, was ja eine solche Anstalt in gewisser Hinsicht ist, braucht es auch hier Hilfskräfte, Handlanger. Als solche eignen sich verschiedene Mitglieder meines Entenhüsliklubs. Sie freuen sich an der Arbeit, und diese gibt ihnen ein gewisses Selbstbewusstsein. Sie müssen sich nicht überflüssig vorkommen, und sie entreisst sie dem Trotteldasein. Wenn ich manchmal mitanhöre, mit welcher Begeisterung und oft auch mit welcher Wichtigkeit mir einer erzählt, was er gearbeitet oder was er noch zu besorgen habe, und sei es auch nur das Verteilen der Gabeln auf dem Tisch — er erzählt das so, als müsste er den ersten Spatenstich für eine neue Landesausstellung führen —, dann kann ich daran ermessen, wie ihn das erfüllt und auch beglückt.

Anfänglich, als ich meine Freunde noch nicht näher kannte und sie einmal photographierte, weil sie auch daran Spass hatten, da schob ich den einen und den anderen etwas energisch aus meinem Gesichtsfeld, um das, was ich aufnehmen wollte, im Sucher voll zu sehen; doch als einzelne daraus schlossen, sie würden nicht an die Reihe kommen, da waren sie tief beleidigt oder liefen griesgrämig weg. Ich musste meine ganze Skala von Beschwörungen, Bitten, Erklärungen «herunterfideln», damit ich sie besänftigen konnte. — Auch erlebte ich bei ihnen vor dem Herannahen eines Gewitters eine übersteigerte Unruhe, Nervosität, Gereiztheit. So etwas habe ich bis heute nur bei Hunden gesehen: das Hin- und Herlaufen, das Zittern, das grundlose Kläffen. Ungefähr so verhielten sich die geistig Gebrechlichen, als eine mächtige Wolkenschicht heranwalzte und den blauen Sommerhimmel verdüsterte. Einer schrie mich an: Ich könne es schon sehen — er werde sich in den Fluss stürzen, dann habe ich den Dreck. Was macht man in solchen Situationen? Ich versuchte es mit Humor, und seither weiss ich, dass sie ungemein gut auf faule Sprüche reagieren. Ich sagte meinem Flusshüpfer: Erstens könne er doch gar nicht schwimmen, und zweitens würden die Kleider nass, und dann fragte ich ihn, ob denn seine Uhr wasserdicht sei, die würde nachher auch nicht mehr ticktacken und dann habe er und nicht ich den Dreck. Er meinte: um die Kleider und um die Uhr wäre es allerdings schade — aber schwimmen würde er schon noch lernen. Ich versprach, ihm das Schwimmen auf dem Trockenen beizubringen, und erklärte ihm, wie man es mache. Am Schluss unseres Gespräches hatte er völlig vergessen, dass er in den Fluss springen wollte, und beschäftigte sich nur noch eingehend mit dem Trockenschwimmkurs. Abends, als das Gewitter vorüber war, hatte er auch diesen vergessen. Er schaute mir, gemütlich sein Pfeifchen rauchend, beim Malen zu — und auch die anderen waren da. Da herrschte eine gereinigte Atmosphäre, wie sie nur ein wohltuendes Sommergewitter schenken kann — und diese Stimmung übertrug sich auf alle.

Zum Schluss: Man erwarte von mir nicht einen Aufruf für irgendeine Aktion: Spenden von guterhaltenen Kleidungsstücken, Spielzeug, Kinderbücher, Geld (obwohl mitunter auch solches gebraucht werden könnte und wünschenswert wäre). Nein — ich habe nur einen Wunsch: erkennen lernen, dass der Idiot, der Schwachsinnige, der geistig Gebrechliche unser Mitbruder, unsere Mitschwester ist, und dass diese Art Menschen zu unserer Lebensgemeinschaft gehören — wie der verknorrte, verwachsene, verkrüppelte Baum eben doch ein Baum ist. Aus dieser Erkenntnis heraus ergibt sich alles von selbst. Das, was wir als eine andere Welt empfinden, mag wirklich auch anders sein als unsere — aber es ist Welt — Welt, zu der wir alle gehören.